

Goethe und die Pandemie

von Dr. Manfred Osten, Bonn

in: WELT v. 11.4.2020

I

Man sollte sich erinnern: Der auch jetzt wieder grassierenden Ratlosigkeit in der Frage einer wirksamen Virus-Bekämpfung begegnet schon Goethe im „Faust“ mit der Entwicklung therapeutischer „fake news“ über mögliche Heilmittel: Faust erinnert sich während des Osterspaziergangs an seinen Vater, den er als „dunklen Ehrenmann“ bezeichnet. Denn über dessen Wirken als Arzt heißt es, dass er „in Gesellschaft von Adepten, / Sich in die schwarze Küche schloß / Und, nach unendlichen Rezepten, / Das Widrige zusammengoß.“ Mit dem Ergebnis: „Hier war die Arznei, / die Patienten starben, / Und niemand fragte: wer genas?“ Um schließlich zu gestehen, dass er – Faust selbst – dabei mitgewirkt habe: „So haben wir, mit höllischen Latwergen [mittelalterliche Arzneiform] / In diesen Tälern, diesen Bergen / Weit schlimmer als die Pest getobt. / Ich habe selbst den [sic!] Gift an Tausende gegeben.“

Faust beendet diese Erinnerung an die eigene alchemistische Hochstapelei immerhin mit einer - wenn auch etwas unsicheren - Hoffnung auf den medizinischen Fortschritt: „O glücklich, wer noch hoffen kann / Aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen!“ Goethe selbst hat jedenfalls als die wirksamste Therapie zur Stärkung des Immunsystems in Zeiten einer Epidemie das „Dekameron“ („Il Decamerone“ von Boccaccio) hoch geschätzt. Er kannte und besaß diese berühmte stilbildende Sammlung von 100 Novellen (entstanden zwischen 1349 und 1353) als väterliches Erbe in seiner eigenen Bibliothek. Das heißt, er kannte daher auch den Leitsatz Dantes, dem Boccaccio in seinem Novellenzyklus folgt. Und der hörbar wird in den Erzählungen der sieben Frauen und der drei jungen Männer, die vor der Pest in Florenz (1348) in ein Landhaus auf den Hügeln außerhalb der Stadt geflohen sind. Es gilt nämlich, den Weg zu zeigen vom Furchtbaren, Verabscheuungswürdigen zum Hohen und Wünschenswerten. Ein Weg, an dessen Ende denn auch Boccaccios arme Hirtin Griseldis steht als sein Ideal der Weiblichkeit und als Gegenwelt zu den vielen leichtsinnigen und liebeslüsternen Artgenossinnen.

Und Goethe? Als Zeichen seiner (damals ziemlich einsamen) Hochschätzung Boccaccios hat er dessen „Il Decamerone“ ein magistrales Denkmal gesetzt. Und zwar im eigenen Novellenzyklus „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ (entstanden 1794/95). Missverständnisse hat er vorsorglich in diesem Zyklus definiert als „Quellen der Unterhaltung und des tätigen Lebens“. Und

das tatsächliche Missverständnis seiner Zeitgenossen gegenüber diesen „Unterhaltungen“ ist denn auch inzwischen sogar zum „Topos der Goethe-Philologie“ mutiert: „Es bestehe ein eher geringes Interesse“, es sei ein „Nebenwerk“ (Lothar Blum). Waren doch diese „Unterhaltungen“ damals sofort in Misskredit geraten, weil man sie verstand als lediglich unterhaltendes „Fortsetzungswerk aus Gefälligkeit“ für eine Zeitschrift Schillers („Die„Horen“).

Dass dieser erste und zukunftsweisende deutsche Novellenzyklus jedoch weit mehr ist als eine Fingerübung in der Novellenform, ließe sich zeigen, wenn man diese „Unterhaltungen“ neu lesen würde als Goethes Antwort im Sinne Boccaccios auf die Herausforderung der Schrecken einer Epidemie. Antizipiert doch Goethe hier schon den zentralen Rettungs-Gedanken des Dr. Rieux in der „Pest“ von Camus: Dass es allen nämlich nur durch solidarisches Handeln gelingen könnte, das Virus und die angeordnete Einsamkeit zu überwinden. In Goethes „Unterhaltungen“ lautet das entsprechende Fazit: „Die bürgerliche Verfassung“... scheint wie ein Schiff zu sein, das eine große Anzahl Menschen....über ein gefährliches Wasser.... hinüberbringt; nur in dem Augenblicke, wenn das Schiff scheitert, sieht man, wer schwimmen kann....Wir sehen meist die Ausgewanderten ihre Fehler und albernen Gewohnheiten mit sich in der Irre herumführen und wundern uns darüber....Wie selten, daß uns die reine Tugend irgendeines Menschen erscheint, der wirklich für andere zu leben, für andere sich aufzuopfern getrieben wird!“

Eine Erkenntnis, die hier in den „Unterhaltungen“ am Anfang einer völlig neuen Epoche steht. Einer Epoche der Spannung zwischen Aufbruch und Bewahrung des Alten. Weshalb denn in den „Unterhaltungen“ die „Baronesse von C.“ vor allem auffordert zur Tugend der Verträglichkeit. Und so blicken denn die Ausgewanderten mit ihr - wie die Pest-Flüchtlinge bei Boccaccio - zurück und voraus im Widerstreit ihrer Ängste und Hoffnungen. Und die Pest, sie bleibt durchaus auch in Goethes „Unterhaltungen“ gegenwärtig als Epidemie, als Einbruch des Absurden in die Welt der alten „Fehler und albernen Gewohnheiten“. Weshalb man denn in einer der Novellen dieser „Unterhaltungen“ sogar den Vorgriff erblicken könnte auf den 1985 erschienenen Roman des kolumbianischen Nobelpreisträgers Gabriel García Márquez, „Die Liebe in den Zeiten der Cholera“. Und zwar in Gestalt einer abgründigen Variante Goethes in der Novelle „Die schöne Krämerin“. Es ist hier nämlich die Geschichte einer Liebe, die keine Erfüllung findet. Es triumphiert die Pest.

II

Goethe ist hierbei jedoch nicht stehengeblieben. In seinen „Unterhaltungen“ sind die Erzähler in Wahrheit auf der Flucht vor einer abgründigeren Epidemie als der Pest. Es ist die Flucht vor einem Phänomen, das Goethe empfunden hat als eine Art anthropologische „Pandemie“ der Moderne.

Goethe hat sie (gegenüber Schiller) jedenfalls verstanden als den ungeheuren Anblick „von Bächen und Strömen, die sich, nach Naturnotwendigkeit, von vielen Höhen und aus vielen Tälern, gegeneinander stürzen und endlich das Übersteigen eines großen Flusses und eine Überschwemmung veranlassen, in der zugrunde geht, wer sie vorgesehen hat so gut als der sie nicht ahndete. Man sieht in dieser ungeheuern Empirie nichts als Natur und nichts von dem was wir Philosophen so gern Freiheit nennen möchten.“

Gemeint ist jene „Pandemie“, die Goethe 1792 durchaus selbst erfahren hat als reale „Überschwemmung“ in Form jener Flüchtlings-Flutwelle, die sich aus dem revolutionären Frankreich in Richtung Deutschland bewegte. Eine Flüchtlings-Flutwelle, die Goethe bereits global gedeutet hat als Zeichen der „großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters“. Und zwar mit Schreckensbildern, die sich für ihn verbanden mit Vorstellungen aus seiner „Dekameron“-Lektüre. Und die es, wie bei Boccaccio, nun human zu bändigen galt. Und zwar durch das Rettungsmittel des „Gesprächs“ als Fundament der sozialen Existenz des Menschen. Ein für Goethe wirklich existentieller Gedanke. Denn Goethe, der das Licht der Sonne als Manifestation des Absoluten verstand, weist hier, im Augenblick größter Gefahr, dem „Gespräch“ den höchsten Rang zu. Nur dieses vermag, die Humanitas zu sichern. Goethes „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“ gipfeln daher in der Einsicht: „Was ist herrlicher als Gold? Das Licht! Was ist erquicklicher als Licht? Das Gespräch!“ Gemeint ist allerdings jenes tief ergreifende „Gespräch“, das Goethe an anderer Stelle mit den Worten feiert: „Was ist denn aber beim Gespräch, / Das Herz und Geist erfüllet, / Als daß ein echtes Wortgepräg / Von Aug' zu Auge quillet!“

Goethe hat die eigentliche Erosionsgefahr des „Gesprächs“ als Grundlage der Humanitas vor allem in der globalen Mobilmachung der Ungeduld erblickt. Sie manifestierte sich für ihn zunächst in der Französischen Revolution als „das schrecklichste aller Ereignisse“. Um sich dann fortzusetzen in Gestalt der technischen Beschleunigung durch die industrielle Revolution. Goethe wird diese Entwicklung 1825 (in einem Brief an seinen Großneffen Nicolovius in Berlin) als „das größte Unheil unserer Zeit, die nichts reif werden lässt“, bezeichnen. Hatte sich doch die Mobilmachung der Ungeduld in der Französischen Revolution angekündigt durch die Guillotine als das gewaltsame Ende des „Gesprächs“ über die soeben proklamierte „Freiheit“ und „Gleichheit“. Die technische Beschleunigung der Ungeduld aber hat Goethe dann (am Beispiel der Kommunikations-Dynamik) gegenüber Nicolovius erläutert mit den Worten: „Haben wir doch schon Blätter für sämtliche Tageszeiten, ein guter Kopf könnte wohl noch Eins und das Andere interpolieren. Dadurch wird alles, was ein jeder tut, treibt, dichtet, ja was er vorhat, ins Öffentliche geschleppt. Niemand darf sich freuen oder leiden, als zum Zeitvertreib der Übrigen; und so springt's von Haus zu Haus, von

Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich und zuletzt von Weltteil zu Weltteil, alles veloziferisch.“ Goethe nennt sie hier endlich beim Namen, jene Epidemie, die für ihn bereits pandemisch „von Weltteil zu Weltteil“ springt. Er nennt sie das „Veloziferische“, die globale Verschränkung der Beschleunigung (velocitas) mit Luzifer, der Ungeduld, die bekanntlich des Teufels ist. Wobei für Goethe das „Veloziferische“ leider auch das Erquicklichste, das „Gespräch“ erfasst und - wie er es nennt - zur „Phrasensprache“ verwandelt. Goethe hat diese fatale Metamorphose des „Gesprächs“ im späten Gedichtzyklus „Chinesisch-Deutsche Jahres- und Tageszeiten“ festgehalten in einem Gedicht, mit dem er sogar das (digitale) „Netz“ der Moderne vorwegnimmt: „Mich ängstigt das Verfängliche / Im widrigen Geschwätz, / Wo nichts verharret, alles flieht, / Wo schon verschwunden, was man sieht; / Und mich umfängt das bängliche, / Das graugestrickte Netz.“

Aber nicht nur das „widrige Geschwätz“ zerstört das „Gespräch“ im Sinne der „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten“. 1825 nennt Goethe eine noch weiterreichende Gefährdung des „Gesprächs“ im Zeichen des „Veloziferischen“: die Selbstentfremdung des Menschen und die damit einhergehende Umwertung aller Werte. In einem Brief an seinen Freund, den Komponisten Zelter in Berlin, verknüpft Goethe hier das technische „Ultra“ der Kommunikationsbeschleunigung mit dem „Ultra“ der Beschleunigung des „Reichtums“ und der „Schnelligkeit“: „Alles aber, mein Teuerster, ist jetzt ultra, alles transzendiert unaufhaltsam, im Denken wie im Tun. Niemand kennt sich mehr, niemand begreift das Element worin er schwebt und wirkt, niemand den Stoff den er bearbeitet. Reichtum und Schnelligkeit ist was die Welt bewundert und wonach jeder strebt; Eisenbahnen, Schnellposten, Dampfschiffe und alle möglichen Fazilitäten der Kommunikation sind es worauf die gebildete Welt ausgeht, sich zu überbieten, zu überbilden und dadurch in der Mittelmäßigkeit zu verharren.“ Das heißt, zum Prozess der Selbstentfremdung gesellt sich hier in der Tat für Goethe auch die Gefahr einer Umwertung des Menschen im Sinne des „Humankapitals“ – und auch die Gefahr der Umwertung der Natur im Sinne einer „Kapital-Ressource“. Wobei dies alles erst ermöglicht wird in Gestalt einer Akkumulation von „Reichtum“ mit Hilfe des „Ultra“ der „Schnelligkeit“: „Time is money“ (Benjamin Franklin).

III

Als dringlichster hoheitlicher Appell in Zeiten der Epidemie erscheint in diesen Tagen zunehmend die permanente Aufforderung, sich gegenüber dem Virus in Geduld zu üben. Womit nicht zuletzt gemeint ist, geduldig jene Restriktionen der gewohnten „Ultra“-Welt zu erdulden, die Goethe im genannten Brief an Zelter beim Namen nennt. Denn nichts erscheint plötzlich mehr bedroht zu sein als die Verbindung von „Reichtum und Schnelligkeit“ Eine Geduldsprobe, zu der jedenfalls Goethes

Faust nie bereit gewesen wäre! Denn dessen „Tragödie“ beginnt bekanntlich mit dem Ruf: „Fluch vor allem der Geduld.“ Weshalb ihm denn Mephisto als Repräsentant der „veloziferischen“ Pandemie der Ungeduld auch höchst erfolgreich zum „Ultra“ von „Reichtum und Schnelligkeit“ verhilft. Mit der bedenklichen Folge, dass er am Ende einen Graben mit dem eigenen Grab verwechselt.

Goethe selbst hat seine Faust-Tragödie als (ironisches) Kompendium „sehr ernster Scherze“ verstanden. Es sind „Scherze“, die neu gelesen werden könnten als eine Spiegelung der Folgen der genannten „veloziferischen“ Pandemie. Vor allem mit Folgen für das „Gespräch“ als Fundament der Humanitas. Bedient doch Mephisto die Ungeduld Fausts nicht nur mit den Instrumenten einer Entfesselung der Wachstums- und Beschleunigungsdynamik: Vom schnellen Degen, vom schnellen Mantel und der schnellen Liebe bis hin zur schnellen Geldschöpfung ohne Wertschöpfung. Es gelingt ihm auch, dass Faust sich auf diese Weise als unfähig erweist für das rettende „Gespräch“. Wird doch das Liebes-„Gespräch“ mit Gretchen früh „veloziferisch“ durchkreuzt, um in einer Schleifspur von Verbrechen zu enden. Und wenn den Schlussakt der Tragödie Faust mit der triumphierenden Parole „Herrschaft gewinn' ich, Eigentum“ betritt, so ist dies eine „Herrschaft“, die das „Gespräch“ nicht kennt. Denn über Fausts Arbeiter heißt es lapidar: „Menschenopfer mussten bluten,/ Nachts erscholl des Jammers Qual“. Und anstelle eines Gesprächs überlässt Faust hier sogar den Mordgesellen des Mephisto (Habebald, Raufebold und Haltefest) das alte Ehepaar Philemon und Baucis. Es ist ein Ehepaar, das übrigens in der Pandemie unserer Tage zweifellos zur Hochrisiko-Gruppe gehören würde. Denn die entsprechende barbarische Gesprächsempfehlung des Baccalaureus (Faust II) lautet ja: „Gewiss! das Alter ist ein kaltes Fieber/ Im Frost von grillenhafter Not. / Hat einer dreißig Jahr vorüber, / So ist er schon so gut wie tot. / Am besten wär's Euch zeitig tot zu schlagen.“

Ja, Faust erkennt sogar in einem lichten Moment im eigenen Getrieben-Sein seine Unfähigkeit zum alles retardierenden „Gespräch“: „Bin ich der Flüchtling nicht? Der Unbehauste? / Der Unmensch ohne Zweck und Ruh' / Der wie ein Wassersturz von Fels zu Felsen brauste / Begierig wütend nach dem Abgrund zu.“ Diesen „Abgrund“ hat allerdings Faust selbst von Anfang an konsequent im Sinne einer Gesprächsverweigerung bestimmt. Denn im Pakt mit Mephisto verweigert er vor allem die Bedingung eines jeden „erquicklichen“ Gesprächs: er verweigert das Glück, die Ewigkeit des Augenblicks zu genießen. Faust wird stattdessen zum Opfer der Sorge, die ihn erblinden lässt mit den weiterhin aktuellen Worten: „Wen ich einmal mir besitze, / Dem ist alle Welt nichts nütze; / Ewiges Düstre steigt herunter, / Sonne geht nicht auf noch unter, / Bei vollkommenen äußern Sinnen

/ Wohnen Finsternisse drinnen, / Und er weiß von allen Schätzen / Sich nicht in Besitz zu setzen. /
Glück und Unglück wird zur Grille, / Er verhungert in der Fülle.“

Es sind Worte, die den Leser heute in einer Zeit erreichen, in der die aktuelle Pandemie im anti-faustischen Sinne verstanden werden könnte: nämlich als Möglichkeit, das umzusetzen, was Faust in einem hellen „Augenblick“ erkennt als Rückzug in die Welt der Entschleunigung und in die Distanz zu „Herrschaft“ und „Eigentum“. Um Raum zu finden für das rettende „Gespräch“. Es ist der Gesprächs-Raum, den Faust im letzten Augenblick allerdings vergeblich als Erlösung herbeisehnt mit den Worten: „Könnt’ ich Magie von meinem Pfad entfernen, / Die Zaubersprüche ganz und gar verlernen, / Stünd’ ich, Natur, vor dir ein Mann allein, / Da wär’s der Mühe wert, ein Mensch zu sein.“ Vielleicht wäre es jetzt der Mühe wert, das zu suchen, was Faust nicht gelingt: Das „Gespräch“ mit anderen und der Natur. Und zwar im Zeichen eines neuen Verständnisses von „Herrschaft“ und „Eigentum“. Und es ist Goethe selbst, der diese Möglichkeit einer Neubesinnung andeutet in einem Gedicht mit dem Titel „Eigentum“:

Ich weiß, dass mir nichts angehört
Als der Gedanke, der ungestört
Aus meiner Seele will fließen,
Und jeder günstige Augenblick,
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus lässt genießen.

Manfred Osten